

Dieter Segert
Transformation und politische Linke

Dieter Segert war Professor für Politikwissenschaft an vier Universitäten und in zwei Gesellschaftssystemen (Humboldt-Universität Berlin vor und nach 1989, Prag, Wien), seine politische Heimat ist eine solidarische und demokratische Linke.

Dieter Segert

Transformation und politische Linke

Eine ostdeutsche Perspektive

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

Die Drucklegung wird finanziell gefördert durch die
Rosa-Luxemburg-Stiftung.

© VSA: Verlag 2019, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: © Tom Segert
Druck- und Buchbindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96488-009-3

Inhalt

Ein Anfang	7
1. Ostdeutsche Lernfelder	14
1.1 Von der Wut ostdeutscher AfD-Wähler	14
1.2 Die unerwartete Wiederkehr Osteuropas	23
1.3 Spuren der Transformation im kollektiven Gedächtnis der Ostdeutschen	26
1.4 Erfahrungen mit dem neuen Geld und der neuen Wirtschaftsform	35
1.5 Zweierlei unbefriedigender Journalismus	44
1.6 Den Raum der Politik zurückerobern	48
1.7 Und wie soll das gehen?	52
2. Scheiterndes Lebensprojekt und schwieriger Neubeginn ...	57
2.1 Ostdeutsche Herausforderungen nach dem Ende der DDR	57
2.2 Jahre des Suchens	61
2.3 Entdeckungen beim Aufräumen	64
2.4 Mein erstes Lebensprojekt und sein Scheitern	67
2.5 Weiterlernen!	75
2.6 Freundschaft und Respekt als wichtige Bedingungen des Neubeginns	77
3. Warum wir Osteuropa besser verstehen sollten	81
3.1 Gibt es so etwas wie Osteuropa eigentlich heute noch?	82
3.2 Prag im Januar und im August	88
3.3 Moskau – rund um die Patriarchenteiche	93
3.4 Seilschaften und Nepotismus – eine osteuropäische Besonderheit?	98
3.5 Osteuropas Präsenz in Österreich	102

4. Ein gutes Leben als Grundlage für alles Weitere	109
4.1 Von Tod und Sterben als Teil des Lebens	110
4.2 Das unwohnliche Schlaraffenland	114
4.3 Vom Staunen	118
4.4 Die individuelle Stärke zu Politik werden lassen	120
5. Die neue Nachfrage nach sozialen Utopien	122
5.1 Begriff der »Utopie« und Aufkommen eines neuen »Zeitalters der Utopien«	122
5.2 Naturwissenschaft und Kapitalismus als Motoren einer Fehlentwicklung	125
5.3 Über die Manipulation der Demokratie und deren Grenzen	130
5.4 Wege in eine partizipative Demokratie	138
5.5 Mehr Utopie wagen. Über Wege zur Erneuerung der politischen Linken	153
6. Resümee: Voraussetzungsvolle solidarische und demokratische Zukünfte	157
Literatur	161

Ein Anfang

Unsere Zeit ist durch eine Anomalie gekennzeichnet, die aber nur auffällt, wenn wir weiter zurückblicken. Seit 200 Jahren zumindest existiert »die Moderne«. Eine Zeit der Umbrüche und des immer wieder Neuen. Jetzt scheint es aber so, als ob diese Moderne sich noch einmal übersteigern wollte. Die Informationsrevolution hat seit den 1980er Jahren eine bisher unbekannt Dimension der Beschleunigung des technischen Fortschritts erreicht, die im letzten Jahrzehnt in eine neue Qualität umschlägt. Ein grundlegender Umbruch findet statt. Eine Zukunft hat begonnen, die es in sich hat. Utopien und Dystopien werden wieder nachgefragt. Ist es möglich, in einer solchen Zeit grundlegender Umbrüche aus den eigenen Lebenserfahrungen, die ja Vergangenes spiegeln, zu lernen für Entscheidungen, die zukünftig anstehen?

Davon gehe ich aus. Dabei gründe ich diese Einsicht auf eine Besonderheit meiner Biografie: Mein Leben ist durch einen Bruch geprägt. Ich habe in zwei Systemen gelebt und bin in beiden beruflich erfolgreich gewesen. Das konnte ich, weil ich das Scheitern meines Lebensprojektes im ersten System überwunden habe. Ein solches Aufstehen nach einem Sturz, sich in radikal veränderten Umständen zu bewähren, bringt Erfahrungen mit sich, die heute und in der nahen Zukunft gut zu gebrauchen sind. Eigenständigkeit und die Fähigkeit zur Kooperation mit anderen, Freundschaft sowie Respekt gegenüber Erfahrungen und Haltungen anderer sind dringend erforderlich. Damit kann im persönlichen Handeln ein soziales Muster überwunden werden, das uns durch den neoliberalen Kapitalismus aufgedrängt worden ist: Der von Egoismus getriebene allseitige Wettbewerb gegeneinander. Wir müssen die Dominanz dieses Verhaltensmusters überwinden, wenn wir die Herausforderungen der sich übersteigernden Moderne meistern wollen.

Vieles Interessante in meinem Leben kommt aus einer Epoche, die turbulent war, die zunächst wie ein Ende aussah, sich aber dann als ein Übergang zu etwas Neuem erwies. Anfangs schien es klar zu sein, wohin die Reise gehen wird: Es war eine »Große Transformation« vom Sozialismus zum Kapitalismus. Ein Vierteljahrhundert später ist aber wieder vieles offen. Selbst die vielfach für tot erklärte Weltansicht eines bereits vor zweihundert Jahren geborenen Menschen, von Karl Marx, scheint heute wieder zur Analyse des Gegebenen nutzbar.¹

¹ Siehe u.a. den Beitrag von Kardinal Reinhard Marx zu seinem Namensvetter: »Wo Marx Recht hat«, in Süddeutsche Zeitung, 22. März 2018, S. 2.

In diesem Essay stelle ich meine eigene Erfahrung in den Rahmen dieser Epoche hinein, reflektiere dabei vor allem die Erfahrungen und Erwartungen von Ostdeutschen. Das kann für Zeiten, in denen erneut ein großer Umbruch bevorsteht, vielleicht hilfreich sein. Wir Ostdeutschen mussten uns nach 1989/90 solcher großen Unsicherheit bereits einmal stellen: Wir hatten in einer scheinbar sicheren Zukunft gelebt, die plötzlich ausfiel (wie es der Politologe Johann Arnason [2003] über den sowjetischen Sozialismus formulierte). Mein damaliges Lebensprojekt war die Arbeit an einem lebensfähigen Sozialismus, der aus grundlegenden Reformen entstehen sollte. Sein überraschendes Ende ließ mich nicht unberührt. Aber auch die vielen anderen in der DDR, die anders als ich auf ihren Staat blickten, bekamen nach 1990 mehr zu tun, als sie erwartet hatten. Erfahrungen einer radikalen Veränderung und die Gewissheit, dass man es schaffen kann, sind ein wichtiges Handgepäck für die Reise in die neue Zeit.

Den Staatssozialismus kannten alle Ostdeutschen, die 1989 erwachsen waren. In die neue, die westdeutsche, Gesellschaft jedoch mussten sie sich erst hineinfinden. Ein alltäglicher Systemvergleich lag auf der Hand. Strikte Ablehnung oder rückhaltlose Bewunderung der einen wie der anderen Struktur waren dabei nicht die einzigen Möglichkeiten. Der erste Eindruck war nicht immer der sicherste. Ich als Wissenschaftler wuchs an dieser Aufgabe. Sie war mir intellektuelle Befreiung, hat mir aus meiner Lebenskrise geholfen. Der Staatssozialismus war eine halbmoderne Gesellschaft, deren Defizite an Modernität sie haben scheitern lassen. Nach 25 Jahren im neuen System stellt sich die Frage: Gilt nun dasselbe für den heutigen Kapitalismus, mit seinem Zuviel an Modernität?

In den letzten Jahren sind uns erhebliche Umweltprobleme bewusst geworden. Es ist deutlich, dass es so nicht weitergehen kann mit dem Ressourcenverbrauch im entwickelten Norden und Westen. Vor allem das sich dramatisch verändernde Weltklima weist darauf hin.

Es gibt viele Versuche, den anstehenden Umbruch zu bewältigen. Ich kann sie nicht einmal nur aufzählen: Postwachstum oder Degrowth, Occupy-Bewegungen, Grüner Kapitalismus usw. Angesichts des vielfältigen gesellschaftlichen Veränderungsbedarfes und der ausstehenden Resultate des erforderlichen Wandels lässt sich die zentrale Frage kaum ausblenden: Wieso erweist es sich als so schwierig, das als richtig Erkannte auch zu verwirklichen?

Ein zweiter Widerspruch: Obwohl die Gesellschaften des Westens heute reicher sind als vor 50 Jahren, stagnieren auch in ihnen die Entwicklungschancen vieler Menschen. Stattdessen wächst der Reich-

tum einer kleinen superreichen Schicht in früher unvorstellbare Höhen. Schließlich nicht weniger wichtig: Die zerstörerischen Tendenzen eines entfesselten Finanzmarktes sind wohlbekannt, aber auch sie bewirken trotz vieler richtiger Analysen keine energische Umkehr der Politik. Stattdessen gewinnen politische Kräfte an Einfluss, die am liebsten die Uhr zurückdrehen wollen, in eine Vergangenheit gegeneinander kämpfender Nationalstaaten.

Warum sind wir in unseren Gesellschaften so wenig zum Umsteuern in der Lage? Warum fällt es so schwer, als richtig Erkanntes auch umzusetzen? Man kann sich fragen: Liegt es an der überlieferten, heute unpassenden anthropologischen Grundsubstanz der Menschen? Sind es eigennützige Strategien starker Interessengruppen, die die erforderliche Veränderung behindern?

Beide Vermutungen enthalten einen Teil Wahrheit und ich werde auch darauf eingehen. Ich habe aber noch zwei weitere, in der Transformation Ostdeutschlands und Osteuropas selbst beheimatete Antworten auf diese scheinbar unerklärliche Unbeweglichkeit der Politik gefunden. Die erste Antwort ist, dass die westlichen Sieger die Chance, aus dem Scheitern des sowjetischen Sozialismus zu lernen, bisher kaum genutzt haben. In Deutschland zeigt sich das besonders daran, dass die Erfahrungen von Ostdeutschen in den politischen Entscheidungen des Staates nach 1990 weitgehend ignoriert wurden. Die Meinungsführer zogen es vor, lauthals den eigenen Sieg zu feiern, und vergaßen darüber, dass der eigene Status quo ebenso der Reparatur, mehr noch: eines radikalen Umbaus bedurfte.

Darüber hinaus wurden in ganz Westeuropa die osteuropäischen Erfahrungen nur einseitig wahrgenommen, allein als solche der notwendigen nachholenden Verwestlichung Osteuropas, nicht aber auch als ein Spiegel, in dem eigener Änderungsbedarf sichtbar wird. Diese Ignoranz fällt uns heute auf die Füße.

Zum anderen ist eine der problematischen Folgen von 1989, dass eine wichtige menschliche Erkenntnisstrategie durch den Zusammenbruch des sowjetischen Sozialismus, einer Ordnung, die vorgab, die Zukunft bereits in der Tasche gehabt zu haben, grundlegend diskreditiert wurde. Jene besteht darin, die erforderlichen Veränderungen der Gegenwart an einer alternativen Zukunft, an Utopien, zu orientieren und damit aus Routinen und Denkschablonen ausbrechen zu können.

Das erste Manko, die westliche Unfähigkeit, aus dem Zusammenbruch des Staatssozialismus für sich selbst und die eigene Zukunft zu lernen, wird von mir noch ausführlich diskutiert werden. Diese Unfä-

higkeit schwächte vor allem die politische Linke und reduzierte die Attraktivität der traditionsreichen europäischen Sozialdemokratie. Von ihr früher bearbeitete soziale Probleme wurden durch sie zunehmend vernachlässigt. Stattdessen wurden von ihr neoliberale Antworten übernommen, dabei fielen die Interessen, Sorgen und Ängste der »kleinen Leute« weitgehend unter den Tisch. Die wandten sich scharenweise rechtspopulistischen Parteien zu: Eine geschwächte Linke und der aufsteigende Rechtspopulismus ergeben das ganze Bild. Das aber kann sich ändern. Eine schlagkräftige Linke hat durchaus das Potenzial, sich zu erneuern und Vertrauen zurückzugewinnen.

Dazu an dieser Stelle nur ein paar zusätzliche Überlegungen. Für eine breitere Öffentlichkeit ist der Begriff »links« heute in unseren Gesellschaften nicht mehr so attraktiv, wie er es für mich immer gewesen ist. Der neoliberale Zeitgeist hat sich mit einer nationalistischen Identitätspolitik verbunden, das geschwächte linke Selbstbewusstsein hat das Seine zur sinkenden Anziehungskraft beigetragen. Ich hingegen bin überzeugt, dass sich die politische Ortsbestimmung »links« immer noch für die Suche nach einem Ausweg aus unseren vielfältigen Krisen eignet. Wir müssen vorher allerdings aus den schweren Fehlern der historischen Linken die nötigen Lehren gezogen haben. Avantgardismus ist eins dieser Irrtümer. Mit ausufernder Gewalt im Namen einer lichten Zukunft ist im 20. Jahrhundert viel Hoffnung kaputt gemacht worden. Arrogant nahmen Linke an, dass sie die Wahrheit gepachtet hätten.

Diese Fehler machen eine linke Politik jedoch nicht überflüssig. Heute ist sie nötiger als je. Wir benötigen ihre erprobten Werte, die das Überleben eher sichern können als die Ziele anderer Koordinatensysteme. Linke sind dabei weniger Propheten als Pfadfinder. Sie können in die gemeinsame Debatte Vorschläge einbringen über die Richtung, in der nach Lösungen gesucht werden sollte. Ihr Ziel ist nicht weniger, sondern mehr Solidarität miteinander, in der kleinen Gemeinschaft wie in größeren Zusammenhängen, ohne sich dabei Illusionen über die Schwierigkeit eines Ausgleichs der vielfältigen Interessen zu machen. Der wichtigste Orientierungspunkt linker Wertüberzeugungen ist jeder einzelne Mensch und der Schutz seiner natürlichen Lebenswelt. Die linke Forderung nach »Gerechtigkeit« meint vor allem: Nicht der Zufall der Geburt soll entscheiden, sondern jeder Mensch soll die Chance auf ein gutes Leben haben. Wirklicher Reichtum ist aus Sicht der Linken nicht angehäuftes Gut, sondern die Substanz eines erfüllten Lebens im Verein mit anderen. Schöpferische Aktivität muss sich angesichts der erreichten Kraft unserer technischen Fähigkeiten mit größter Behutsamkeit verbinden;

die Wahrnehmung eigener Bedürfnisse sollte immer die Beachtung der Bedürfnisse unserer Mitmenschen einschließen.

Das zweite Manko, die postsozialistische Utopieabstinenz, hat ebenfalls fatale Wirkungen. Gerade heute, wo wir an der Schwelle grundlegender Umwälzungen stehen, brauchen wir dringend den Blick von einer möglichen Zukunft zurück auf die Gegenwart. Wir benötigen soziale Utopien, um uns nicht im lärmenden Gegeneinander kurzfristiger Interessen zu verlieren. In Utopien zu denken, war allen Umbruchepochen eigen, auch jener, in der der Erfinder des Begriffs Utopie lebte, Thomas Morus, im frühen 16. Jahrhundert. Bilder von der Zukunft können auch vor ihr warnen, uns aufschrecken, zum Handeln bringen, fatalistische Untätigkeit vermeiden helfen. Die prognostizierte Dystopie, in der viele Menschen durch intelligente Maschinen überflüssig gemacht oder vielleicht sogar wir alle durch sie beherrscht werden, wird nicht alternativlos anbrechen. Die westlichen Gesellschaften werden dann blind in sie hineinstolpern, wenn sie die gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart nicht ernst nehmen und nicht aufhören, eine IT-vermittelte Nabelschau zu betreiben, weiter im Selfie-Modus zu segeln, den Blick allein auf kurzfristige persönliche Bedürfnisse und Begierden fixiert.

Technische und medizinische Utopien sind derzeit weitgehend akzeptiert. Soziale Utopien hingegen schienen ihr Potenzial mit dem Ende des Staatssozialismus erschöpft zu haben. Das ist ein Allgemeinplatz des öffentlichen Denkens seit 1989 gewesen. In der Krise des neuen Kapitalismus seit 2008 aber zeigt sich: Utopische Entwürfe, also grundlegende *soziale* Innovationen, werden wieder gebraucht. Diese Nützlichkeit alternativen Denkens in unserer Umbruchsepoche zu unterstreichen, ist mir ein besonderes Anliegen.

Das utopische Denken, das jetzt nötig ist, entwirft nicht Blaupausen einer ganz anderen, völlig neuen Gesellschaft, sondern will eine Debatte über mögliche Wege aus konkreten gesellschaftlichen Blockaden anstoßen. Der Begriff »soziale Utopie« kann meines Erachtens nur in der Mehrzahl existieren. Es gibt nicht die eine Patentlösung für alles und jedes, aber es existiert ein Bedarf an einer ernsthaften Suche nach utopischen, also radikalen, Alternativen für viele zentrale Lebensprobleme. Ein utopisches Denken dieser Art ist Teil der Suche nach machbaren Transformationen gegenwärtiger Grundstrukturen.

Um dieses Buch zu schreiben, habe ich eine wichtige Lebenserfahrung aus der »Wende«, dem 41. Jahr der DDR, erneut durchdacht. Ich hatte ein Scheitern zu überwinden, das darin bestand, dass meine Ideale sich 1989 als nicht verwirklichtbar erwiesen haben. Ein Neuanfang

war nötig. Unter den schwierigen Bedingungen eines radikalen Systemwechsels habe ich dann letztlich Erfolg gehabt, ohne aber mein vorheriges Leben vergessen zu müssen. Was besonders wichtig war: Ich konnte mich dabei auf viele Freunde verlassen.

Meine individuelle Erfolgsstrategie hat auch eine generelle Komponente. Sie legt nahe, dass der in unserer Kultur weit überschätzte Individualismus durch die Fähigkeit zur Kooperation mit Freunden und den Respekt für das Tun anderer, bislang unbekannter Menschen, ergänzt werden muss. Sich in schwierigen Situationen auf jemanden stützen zu können, ermöglicht Handlungsfähigkeit.

»Freundschaft« ist auch als Utopie zu verstehen. Sie schließt eine Kritik an Gegebenem ein. Sie reagiert auf das hegemoniale soziale Bild des Einzelkämpfers, sie ist Kritik am Ideal eines Lebens als einsamer Wolf. Positiv enthält sie die Botschaft, dass das Leben zusammen mit anderen lebenswerter ist. Und dass wir als Menschen auf diese Weise stärker werden können, handlungsfähiger.

Aber sich nur auf die Freunde verlassen zu können, reicht nicht aus. Es sind einfach zu wenige, um wichtige Veränderungen durchzusetzen. Eine weitere Erfahrung im Umbruch war, dass es ohne den Respekt von einflussreichen Personen nicht vorangeht. Ohne dass Menschen mit Handlungsmacht dem eigenen Bemühen respektvoll gegenüber treten, auch wenn sie es nicht sofort verstehen, lässt sich Neues nicht aufbauen. Dieser Respekt entsteht offenbar aus der aufmerksamen Beobachtung fremden Tuns, auch aus einem Vertrauensvorschuss, sowie wesentlich aus der Erfahrung, dass ein angestrebtes Gemeinwohl nur in gemeinsamem Bemühen vieler zu verwirklichen ist. Freundschaft und Respekt als Voraussetzung für einen Erfolg in schwieriger Lage.

Meine spezifische Perspektive auf die beschriebenen Probleme ist die eines politisch engagierten Ostdeutschen. Kann diese Position helfen, bestimmte Erscheinungen des politischen Lebens in Europa, vor allem in Deutschland und Österreich, wo ich länger gelebt habe, genauer zu verstehen? Mich bewegen Fragen wie die folgenden: Was eigentlich hat zum Vormarsch der Rechtspopulisten, der AfD, im Osten Deutschlands geführt? Wie kann einem auf sich fixierten Westen erklärt werden, was Osteuropa heute vorantreibt? Wieso hat die stolze alte Dame Sozialdemokratie so viel ihrer gesellschaftlichen Anziehungskraft an die autoritären Populisten verloren? Wie kann die politische Linke insgesamt ihre Schwäche überwinden? Wie kann unsere demokratische Ordnung so verändert werden, dass sie tatsächlich offen für die Interessen und Ziele der Vielen ist und ihre oligarchischen Tendenzen verliert?

Überhaupt jene bemerkenswerte politische Ordnung, die Demokratie! Ihre Gefährdung und ihre Widerstandskraft sind ein großes Thema dieses Essays und ihr Wandel hin zu größerer Lebendigkeit über das umfassendere Engagement der Vielen ist eine der zentralen utopisch-sozialen Ideen, die mich umtreiben.

Zum Abschluss will ich meine soeben bezeichnete Position (meine Perspektive als Ostdeutscher) anhand eines Zitates des in der DDR und deren Umbruch sozialisierten Journalisten Alexander Osang² aus einem Interview mit Jana Hensel und Martin Machowecz noch einmal erläutern. Ein »Ostdeutscher« ist nämlich keineswegs ein unvollkommener, erst unentwickelter Westdeutscher. Er hat eine eigene Position, die sich zu verstehen lohnt. In einem Gespräch mit Alexander Osang in der »Ostausgabe« von »Die Zeit« wird ein wichtiger Baustein einer solchen eingenommenen Perspektive erklärt (Was dort »Wende« genannt wird, ist das für uns Ostdeutsche zentrale Jahr 1989/90).

Osang führt aus: »Die Wende ist der Bruch in meinem Leben. Die Westdeutschen hatten diesen Bruch nicht, soweit ich das einschätzen kann. Sie mussten sich auch nie von ihren Feindbildern trennen wie wir. Das macht es ihnen so schwer, wirklich vorurteilsfrei in den Osten zu schauen.«

Die Erfahrung des biografischen Bruches, des schmerzhaften Neuanfangs, macht es leichter, sich von Vorurteilen und lähmenden Fixierungen zu trennen. Ein durchgestandener, grundlegender, gesellschaftlicher Bruch ermöglicht, klarer zu sehen, was nötig wäre. Ich sehe das ebenso wie Osang. Auch das hat mich dazu gebracht, einer hoffentlich interessierten Leserschaft von mir und meinem persönlichen Scheitern und dem Weg aus dieser Situation heraus zu erzählen.

Ich habe dieses Buch nur schreiben können, weil ich meine Ideen mit vielen Freunden und Bekannten diskutieren konnte, sie mir Aufmerksamkeit und Zeit schenkten und ich von ihnen Hinweise und Änderungsvorschläge bekam. Für diese emotionale und intellektuelle Zuwendung bedanke ich mich besonders bei Sieglinde Jänicke, Christoph Links, Hans Misselwitz, Tina Olteanu und Wolf-Dieter Seiwert. Uli Brand hat mir den Kontakt zum VSA: Verlag vermittelt, der dieses Buch herausbringt. Die wichtigsten inhaltlichen Anregungen jedoch kamen von Astrid, meiner Frau und Freundin, die den Text genau und kritisch gelesen hat.

² Alexander Osang war Journalist bei der »Berliner Zeitung« vor und nach 1989 und danach Korrespondent der Wochenschrift »Spiegel«.